

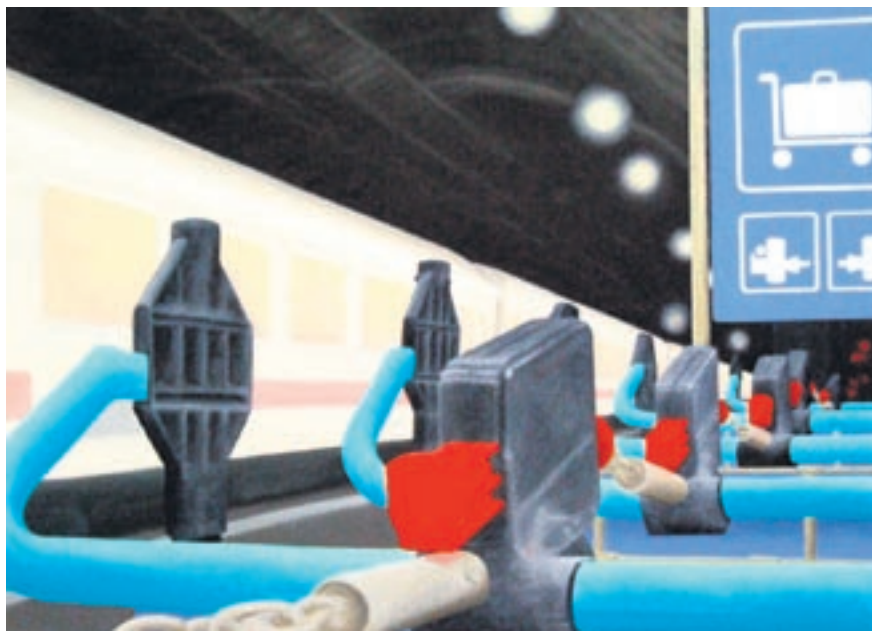
Fiktionen, realer als die Wirklichkeit

Adrian Germann, Matthias Heipel und Paul Takács setzen sich im Kunstraum Winterthur mit der Frage auseinander, was Realität und was Fiktion ist. Fazit der Ausstellung unter dem Titel «Real-fiction»: Man soll seinen Augen nicht trauen.

WINTERTHUR – Realität ist, was Sache ist und Fiktion etwas Erdichtetes, Vorgestelltes, eben etwas, was nicht Sache ist. Kurz: Realität und Fiktion stellen gemeinhin unüberbrückbare Gegensätze dar. Drei Künstler, Adrian Germann, Paul Takács und Matthias Heipel versuchen mittels Malerei und Fotografie an diesen vermeintlichen Gegebenheiten zu rütteln. Adrian Germann (* 1973, Zürich) geht in seinen Gemälden von visuellen Erfahrungen aus, die er in der Stadt macht. Mittels Fotografie hält er zunächst fest, was Sache ist, beziehungsweise, was er dafür hält. Die Fotografien setzt er in Gemälde um, die einerseits realistisch daherkommen, also abbilden, aber auch verfremden. So überrascht er mit unerwarteten Bildausschnitten, in welchen die einzelnen Objekte ein Eigenleben zu führen beginnen, als Farbflächen, Formen oder Strukturen. Sie lösen beim Betrachter Reaktionen aus, die er als weit realer erlebt, als die vereinfachende und verfremdete Malerei.

Malerisches Temperament

Gefühle lösen auch Paul Takács (* 1974, Wettingen AG) Bilder aus. Sie bestechen allein schon durch ihren sinnlichen Appeal: Opulent aufgetragene Ölfarbe macht die Bilder fast schon zu einem Gegenstand, den man greifen möchte. Wie Germann geht er von scheinbar trivialen Momenten aus, Hunden, Personen, Situationen. Deren Wiedergabe interessiert ihn allerdings nicht. Durch den freien Pinselduktus und die reichlich aufgetragene Farbe erhält der Moment eine malerische Qualität und eine grosse Eindringlichkeit. Die Farben vibrieren, die Szenen entwickeln ein geheimnisvolles Leben, die Bilder eine grosse Ausstrahlung. Dies sind vielleicht subjektive Fiktionen, «Erdichtungen» des Betrachters vor dem Bild. Dennoch überlagern auch diese Fiktionen die realen Szenen,



Dreimal Fiktion vs. Realität: Fotografie von Matthias Heipel (oben), Malerei (Ausschnitte) von Adrian Germann (links unten) und Paul Takács. Bilder: Christina Peege

nen, wird die Interpretation gültiger als der reale Moment, der reale Hund.

Hyperreal erscheinen dagegen die Fotografien von Matthias Heipel (* 1965, Deutschland, Frankreich Schweiz). Zunächst erwartet man ja von Fotografie, dass sie die Realität am ehesten einfangen kann. Und in der Regel erwartet der Betrachter, dass sie in irgendeiner Hinsicht «wahr» ist. Heipel treibt nun ein hintersinniges Spiel mit solchen Erwartungen, indem er sein fotografisch festgehaltenes Ausgangsmaterial manipuliert und neu montiert.

Viele seiner in der Ausstellung gezeigten Bilder sind Querformate, die den Eindruck erwecken, durch ein extremes Weitwinkelobjektiv aufgenommen worden zu sein. Die Objekte wie

Mauern, Strassen, Stromleitungen, aber auch imaginäre Dinge wie Fluchtlinien verbiegen sich extrem und lassen den Raum völlig fiktional erscheinen. Doch kann Heipel mit dieser Technik Szenen zusammenbauen, die der Betrachter in Realität mit seinen Augen gar nicht sehen kann. Dennoch sind die Gegenstände ausserhalb seines Blickfeldes aber da, das Blickfeld zeigt im Grunde genommen ja keine «Realität», sondern nur das, was das menschliche Auge physisch wahrzunehmen imstande ist. Also sind die Fotografien keine Fiktion, sondern führen erst vor Augen, dass alles ausserhalb des Blickfelds ja eigentlich auch da – und damit «real» ist. Und nebenbei stellen die Aufnahmen in Frage, ob wir mit dem Auge tatsächlich die Realität

sehen. Ausserdem erhalten die Fotografien durch die «Verzerrung» eine ungeheure und aufregende Dynamik. Erst jetzt gerät ein urbaner Raum wie die Zürcher Hard in Bewegung – eine Bewegung, die in einer «realistischen» Fotografie völlig eingefroren und eigentlich ganz «unrealistisch» ist.

Die Ausstellung im Kunstraum verführt den Betrachter zu reizvollen Reflexionen, die allerdings keineswegs neu sind. So hat bereits der kalifornische Fotograf Phillip Hofstetter mit denselben Mitteln die Frage nach der Wahrnehmung gestellt. Und seit René Magrittes berühmtem Bild «Ceci n'est pas une pipe» wissen alle, dass das Bild einer Pfeife eben immer etwas Erdachtes und damit Fiktionales ist und nie eine reale Pfeife darstellen kann.

Ein Gemälde übersteigt immer die Realität, auf die es sich bezieht.

Wenn auch das Thema der Ausstellung nicht gerade taurisch ist, so liegt die Leistung des Kunstraum-Teams doch darin, drei in Winterthur unbekannte, spannende Künstler vorzustellen. Dies in einer lockeren aber gelungenen Raumbespielung, die jeden Künstler zur Geltung kommen lässt. Denn alle drei haben ihre Qualitäten – ganz ohne philosophisches Programm.

CHRISTINA PEEGE

Bis 1. November

Kunstraum Winterthur, Wildbachstr. 7, Winterthur.

Mi 15–18 Uhr, Do 18–21 Uhr, Sa 14–17 Uhr. Offene Gesprächsrunde 23. Oktober ab 19 Uhr.

www.kunstraumwinterthur.ch

Romantisches Meisterwerk in Moll

«Einmal im Leben», das neue Buch von Jhumpa Lahiri, ist von grosser Traurigkeit überschattet.

Ihr Debüt, der Erzählband «Melancholie der Ankunft», brachte Jhumpa Lahiri den Pulitzerpreis ein. Ihr erster Roman, «Der Namensvetter», wurde verfilmt. Anfang des Jahres erschien ihr drittes Werk in den USA. «Unaccustomed Earth» ist eine Sammlung von Kurzgeschichten, die von den Kritikern gefeiert wurden. Drei der acht Erzählungen erscheinen jetzt bei uns unter dem Titel «Einmal im Leben».

Sie stellen die Lebens- und Liebesgeschichte zweier Kinder bengalischer Eltern in Amerika vor, die so zart und feinfühlig gesponnen ist, dass ihr jähes, nur angedeutetes Ende ein Gefühl grosser Leere hinterlässt. Das Werk lebt von der Beobachtungsgabe der Autorin, ihrer eleganten und nuanenreichen Sprache, ihren Charakteren, die den Verlust geliebter Menschen sowie verlorene Liebe zu verkraften haben.

In «Einmal im Leben» geht es um Hema und Kaushik, deren Wege sich nur dreimal kreuzen, Anfang der Siebzigerjahre im Haus der Eltern bei Boston, dann als Teenager und Jahre später überraschend in Rom. Aus Kaushik ist ein bekannter Kriegsphotograf geworden, der rastlos durch die Welt zieht. Hema ist das genaue Gegenteil,



Melancholisch: Jhumpa Lahiri. Bild: pd

Professorin für römische Geschichte und nach Jahren unerfüllter Liebe nunmehr bereit, eine arrangierte Ehe einzugehen. Trotz dieser Unterschiede zieht es die beiden zueinander, als sie sich durch Zufall in Italien wiedersehen. Kaushik erkennt in Hema die einzige Frau, die seine Vergangenheit mit ihm teilt. Ihr fällt es nicht schwer, seine Liebe zu erwidern. Hatte sie doch schon vor Jahrzehnten heimlich für Kaushik geschwärmt, den Sohn der elterlichen Freunde.

Letztlich aber siegt ihre Sehnsucht nach Sicherheit und Geborgenheit, etwas, das er, der Heimatlose, ihr nicht bieten kann. Aller Liebe zum Trotz schlägt sie seine Bitte ab, mit ihm nach

Hongkong zu gehen. Am Ende ihrer schicksalhaften Begegnung in Rom treten Hema und Kaushik wieder getrennte Wege an, sie wie geplant zu ihrer Hochzeit mit einem ungeliebten Mann in Kalkutta, er einsam und allein nach Thailand, wo ihn eine Tsunami-Welle vor Phuket erfasst.

Themen der Menschheit

Lahiris jüngstes Werk ist wie andere ihrer früheren Erzählungen von grosser Traurigkeit überschattet. Eine Traurigkeit, die der Kritiker Edward Said auf die «unheilbare Spaltung zwischen einem Menschen und seiner Heimat, zwischen seinem Selbst und seinem wahren Zuhause» zurückführt.

Tatsächlich hat die Bestsellerautorin, die selbst von indischen Eltern abstammt, in London zur Welt kam und in den USA aufwuchs, auch für alle ihrer neuen Geschichten wieder den multikulturellen Hintergrund bengalischer Familien im fremden Amerika ausgewählt. Doch weit mehr als in der Vergangenheit reflektieren die Ängste, Zweifel, Verluste und Liebeserfahrungen ihrer Protagonisten das, was wir alle durchmachen, heimatlos oder nicht.

GISELA OSTWALD (dpa)

Jhumpa Lahiri:
Einmal im Leben
Übersetzt aus dem Amerikanischen von Gertraude Krueger. Rowohlt-Verlag 2008, 176 Seiten, Fr. 29.90



Plötzlich ein Unglück

Franz Hohler legt neue Geschichten vor. Darin erzählt er von alltäglichen Erlebnissen, die ihre Schatten werfen.

Zufälle kommen unverhofft, ebenso wie Unglücksfälle. Zwei Geschichten in Hohlers neuem Buch demonstrieren es eindrücklich. Ein Fall beschreibt einen Un-Fall. Der Erzähler ist beschwingt auf dem Weg zu einer Lesung. Dabei überholt er eine bemerkenswert schöne Frau und übersieht die kleine Trottoirkante. Der eben noch frohgemute Geher liegt als «plötzlicher Greis» auf der Strasse. Ein anderer «Fall»: Auf dem Heimweg bemerkt der Erzähler, dass etwas vorgefallen sein muss. Er kommt aus dem Kino, im Film ging alles gut aus. Zu Hause wendet er sich schliesslich den Abendnachrichten zu. Es ist der 11. September 2001: «Es ist wohl alles möglich – nichts ist so unwahrscheinlich, dass es nicht passieren kann.»

Die beiden Erzählungen repräsentieren die neue Sammlung, in der Franz Hohler eigene, alltägliche Beobachtungen verarbeitet und zuspitzt. Die kürzeste Geschichte bringt es auf den Punkt. «Zur Uni, bitte», sagt der Fahrgast, worauf der Taxifahrer fragt: «Uni-Spital?» «Nein», sagte ich aufatmend, «nur Uni.» Zwischen Schrecken und Erlösung oszilliert dieser Band. Hohler erzählt, wie wir es von ihm kennen, in prägnanten, anschau-

lichen Anekdoten, die sich hin und wieder mit Elementen der Reportage mischen. Hohler berichtet von zwei Landgemeinden, die er in Appenzell und am 1. Mai in Zürich miterlebte. Und auf einer Reise durch Palästina wurde er unmittelbar berührter Zeuge von Demütigungen, mit der Israel die Westbank beherrscht.

Hohler ist ein Autor, der keine Scheu vor engagierten Botschaften kennt. Das kann schiefgehen, doch in den vorliegenden neuen Geschichten sind auch ernsthafte Anliegen stets mit einer Prise Ironie und Nüchternheit erzählt. Das Ende des ganz normalen Tages am 11. September beschliesst der Autor mit der Lektüre von Stifters «Nachsommer», worin «gute Menschen Gutes tun». «Das Bedürfnis nach Trost ist unermesslich», hat der schwedische Dichter Stig Dagerman einen Aufsatz betitelt. Es ist tatsächlich kein Leichtes, den Alltag zu bestreiten. Franz Hohler beschreibt und zeigt, wie es trotz allem tröstlicher ist, genau hinzuschauen und hinzuhören, und sei es nur auf belanglose Handygespräche: «Loset, i ha dä Wüethrich nid verwütscht».

BEAT MAZENAUER (sfd)

Franz Hohler

Das Ende eines ganz normalen Tages. Luchterhand-Literaturverlag, München 2008, 112 Seiten, Fr. 31.90

